Bilder aus Deutschland

Zabrze, Zaborze, Hindenburg

Bei Oppeln beginnt die Zementindustrie, und man sieht dasselbe Bild, das man vom Zuge aus schon oft gesehen hatte: viele Frauen und Mädchen stehen an den Oefen, in den Gruben, an den Waggons und auf den endlosen Rübenfeldern und Kartoffeläckern. Weit dehnen sich die Wiesen und Felder, Windmühlen drehen ihre schmalen Flügel. Vieh weidet und flieht vor dem klirrenden Donner der Eisenbahn, Kleefelder zeigen ihr purpurnes Kut der Blütezeit, Wald springt auf, dichter Wald, lichter Wald. Vorposten der großen Forste, die dem Adel gehören. Kalksteinbrüche und neue Zementwerke zeigen sich und verschwinden. Die verlassenen Brennöfen einiger Fabriken stehen wie die Grabtürme römischer Größen in der Landschaft da. Dann wird das Landschaftsbild immer schwermütiger. Eine Rauchwolke wandert am Horizont, die Adersträge der Eisenbahn verknoten und verzwanzigfachen sich. Wir fahren in Gleiwitz ein, kommen an den Hüttenwerken vorüber, rasen in das Zentrum der oberschlesischen Industrie und haben die sonderbarste Stadt in Deutschland, Hindenburg, bald erreicht. 1915 wählte die Landgemeinde Zabrze, die damals 40 000 Einwohner zählte, als Namenspatron den Generalfeldmarschall Hindenburg. 1922 wurde das Industriedorf Hindenburg Stadt und schluckte dann, begünstigt durch die Grenzregulierung, die Dörfer Zaborze, Sosnitza, Poremka, Bischnitz, Mettendorf und Dorethendorf. Die alten historischen Städte Beuthen und Gleiwitz hat es nun schon lange überflügelt. Heute hat die Siebendörferstadt Hindenburg rund 130 000 Einwohner und ist eine Stadt voller Arbeit, Armut, Schmutz, Kindersterblichkeit, Wohnungselend und größter Entwicklungsmöglichkeit.

Vom Bahnhof wandert man in einer kleinen halben Stunde nach Zaborze und an die polnische Grenze. Die Hauptstraße ist breit und erinnert an russische Landstraßen. 1798 wurden hier die ersten Tiefbauschächte angelegt. Große Eisenhütten werden sichtbar, neue Fördertürme und Werkanlagen ragen auf, Kühltürme qualmen, Kokereien speien ihren giftgelben Qualm in den Raum. An der Straße stehen baufällige Hütten neben neuen Geschäftshäusern. Die Firmenträger haben fast alle polnische Namen. Manchmal ist ein Stück der Straße unbebaut, und man sieht durch die Lücken das melancholische Hinterfeld mit den wabernden Rauchwolken neuer Gruben und Hütten. Hinter den Werken auf deutscher Seite liegen schmutzige Werkwohnungen aus der früheren Zeit — nichts als Schmutz und Kinder sieht man; es gibt keine Kanalisation, kein Grün und keine Blume, aber hinter dem Verfall entzückt das Auge eine neue Siedlung. Viele Flüchtlinge „von da drüben" haben hier Heim und Heimat gefunden. Fast alle Flüchtlinge arbeiten in den Gruben, auf den Hütten. Links von der neuen Stadt stehen die liebloser Backsteinbauten von früher. Ihr Baumerk ist durch Eisenträger und Stahlbänder gestützt und zusammengehalten. Vier- und siebenhundert Meter unter der Erde laufen die phantastischen Straßen und Irrgänge der kostbaren Steinkohlenschächte. Die Erde senkt sich, und viele Prozesse der Geschädigten mit den Werken dauern schon mehr als zwanzig Jahre. Die Grubenherren gehen bis zur letzten Instanz. In neuester Zeit werden von den Gruben die Bodensenkungen auf — tektonische Erdbeben zurückgeführt. Und es gibt Behörden in Deutschland, die das glauben . . .

Die Straße fällt langsam in ein kleines Tal. Felder und Wiesen wandern einem schwarzen Bach zu, der Scharnawka, dem „schwarzen Wasser". Dieses schwarze Wasser ist eine durchaus nicht lieblich duftende Grenze, denn das Wasser kommt aus den Gruben und nimmt auch die Abwässer der nahen Häuser mit auf. Bis zur Mitte der Brücke darf man gehen, bis zu dem weißen Grenzstein, der das schwermütige Land hüben und drüben in zwei Länder zerreißt. Die Polen haben ihre Straße mit hellem Kies aufgeschüttet, damit ihre Erde eine andere Farbe habe, aber jeden Tag gehen über diese und über andere Straßen zehntausend polnische Arbeiter in die deutschen Gruben zur Arbeit und rund achthundert deutsche Arbeiter nach den polnischen Gruben oder Hütten. Der Ortsteil von Hindenburg, der an der Scharnawka an die Grenze stößt, heißt Zaborze, das erste polnische Dorf da drüben heißt Paulsdorf. Die Grenzscheiden zwischen Deutschland und Polen sind tragische Witze. In Poremka ist das Haus auf der einen Seite der Straße deutsch und auf der anderen Seite polnisch. Auf der anderen Seite nämlich steht eine Schule. Ein klein wenig weiter geht die Grenze mitten durch ein Gehöft. Wenn man mit der Bahn nach Beuthen fährt, kommt man durch Ruschnitza, einem kleinen Korridor, der sich wie ein Keil vorschiebt, um das Knappschaftslazarett des Gebietes zu sichern. Die deutsche Grenze ist nur einige hundert Meter entfernt. Das ganze Land ist eben eine geschlossene Einheit, und jede Teilung mußte sich grotesk auswirken. Wer das noch nicht begriffen hat, dem wird es vollkommen klar, wenn er die Kugelspuren an einigen Häusern sieht, die weißen Einschläge aus den polnischen Aufständen. Damals wurde geschossen, gekämpft und „Vaterland" gebrüllt, von beiden Seiten, und es ging in der Hauptsache um die Kohle, um das Eisen, um das Zink, um das Blei.

Bei der Trennung des oberschlesischen Industriegebietes fielen rund 70 Prozent der Gruben und Hütten an Polen, darunter die wertvollsten Bezirke, fast alle Bleivorkommen, sehr viele Zinklager. In den Deutschland verbliebenen Bergwerken arbeiten rund 52 000 Arbeiter. In den Hütten sind 17 000 Menschen beschäftigt. Im jetzt polnischen Gebiet arbeiten rund 72 000 Bergleute und 34 000 Hüttenarbeiter. Viele Schächte jenseits der Grenze sind stillgelegt. Ueber 30 000 Bergarbeiter sind nach Frankreich abgewandert. Das deutsche Gebiet hat sich in den letzten Jahren gut erholt. Bei Beuthen wurden neue Zinklager erschlossen. Die Verhüttungsindustrie geht langsam zurück. Es gibt fast keine Wasserstraßen in Oberschlesien. Die früheren Hauptabnehmer, Rußland und Oesterreich, decken ihren Bedarf auf anderen Märkten.

Die Not in Hindenburg ist groß. Jede Bergarbeiterfamilie, und wenn sie zehn Kinder hat, haust in einer Stube und Küche, und oft wohnen zwei Familien in den zwei kümmerlichen Räumen. Das Wasser wird oft von der Straße aus den Hydranten geholt. Viele Stadtviertel sind weiter nichts als Seuchenherde großer Epidemien, die totsicher ausbrechen werden, wenn nicht gründlich aufgeräumt wird. Es gibt auch kein anständiges Rathaus in der Siebendörferstadt. Die Gemeindevertretung tagt in einem Gasthaus! Manchmal sieht man in diesem Chaos schon den Versuch einer Neuordnung und Flurbereinigung. Große Pläne liegen jetzt in Dresden auf der Ausstellung „Die Technische Stadt" vor. Hindenburg ist trotz seiner Schwerindustrie eine arme Stadt. Der Landbesitz, der Wald, die Grünflächen, all das liegt zum großen Teil in den Händen der Zechenmagnaten, der Ballestrem und Henckel-Donnersmarck. Die Arbeiter aus den umliegenden Dörfern haben oft eine zweistündige Radfahrt hinter sich, ehe sie zur Grubenfahrt antreten.

Hindenburg wie auch das ganze flache Land bis Oppeln hinunter ist katholisch. Neue Kirchen werden gebaut und nur wenig Wohnungen. Die Arbeiterparteien holten sich bei der letzten Wahl jede ein Mandat zum Reichstag. Die Deutschnationalen haben rund 20 000 Stimmen verloren, die Polen rund 10 000. Das Zentrum herrscht. Hindenburg, diese Stadt der geschichtslosen Fabrikdörfer, hat in Oberschlesien vor Beuthen und Gleiwitz die Führung übernommen. Die verdreckten Straßen werden von alten Frauen gereinigt. Jede Frau verdient im Tag in acht Stunden drei Mark. Die Kindersterblichkeit stieg in dieser Stadt einmal auf 25 Prozent! Im ersten Viertel dieses Jahres gab es im oberschlesischen Revier über 5000 Unfälle. Rund 1000 der Verletzten lagen länger als vier Wochen in den Knappschaftslazaretten. Fünfundzwanzig Bergarbeiter aber konnte sich nicht mehr pflegen und heilen. Sie waren tödlich verunglückt für Steinkohle, Zink und Blei . . .

Max Barthel.

Der letzte Schleier

Erstaufführung im Albert-Theater

Ein großer Kriminalfall. Englische Kronjuwelen, dabei ein berühmter Rubin, sind aus dem Tresor eines Londoner Juweliers gestohlen worden, der die Steine neu fassen sollte. Die Indizien bezeichnen als Schuldigen den jungen Prokuristen der Firma. Daß er es nicht ist, wissen im Stück nur wenige, darunter seine Schwester. Sie kennt den wahren Täter, wagt aber nicht zu reden. Denn er hat sie fest in seiner Gewalt. Die Schwester, jetzt Frau eines hervorragenden Journalisten, hat nämlich einige Jahre vorher selber vor Gericht gestanden, angeklagt des Gattenmordes. Sie hat die Tötung auch wirklich — allerdings im Affekt — begangen, aber vor aller Welt geleugnet und ist — dank der glänzenden Verteidigung durch ihren Anwalt — als unschuldig freigesprochen worden. Da plötzlich ist ein übles Objekt bei ihr aufgetaucht, ein Photograph, und hat ein Lichtbild vorgewiesen, auf dem sie ihren früheren Mann erkennt und vor ihm sich selber mit erhobenem Revolver. Zufällig will der Photograph bei dem Streit der Gatten in der Nähe gewesen sein und die Aufnahme gemacht haben. Nun benutzt er das Bild zu dauernden Erpressungen. Bei diesem Mann hat sie auch die gestohlenen Kronjuwelen gesehen. In höchster Not vertraut sich die Unglückliche ihrem Anwalt an, und es gelingt seinem Einfluß, sie zur Lüftung des letzten Schleiers, zum offenen Geständnis bei der Gerichtsverhandlung zu bewegen, obwohl sie annehmen muß, daß sie damit zwar den Bruder befreit, sich selber aber an das Messer liefert. Doch dem beugt der Anwalt im letzten Augenblick vor — er weist nach, daß die Photographie eine Fälschung ist. Der unschuldig Angeklagte wird nun freigesprochen, der wirkliche Täter verhaftet, die Frau ist ihren Blutegel und die Last der Seele los. Ende gut, alles gut.

Das Stück — von dem Engländer S. W. Wheatley, bearbeitet von Gustav Beer — ist geschickt so aufgebaut, daß der Zuschauer von Anfang an die Zusammenhänge ahnt, daß er weiterhin immer schärfer sieht als die Personen des Stücks — mit Ausnahme des Anwalts —, daß aber stets noch ein dunkler Rest bleibt. Der „Fall" spannt, ohne jedoch tiefere Empfindungen an- und aufzurühren. Es gibt in dem Stück nur Schuldige und Unschuldige, und die Schuldigen sind die Bösen, die andern die Guten. Ueber ihnen thront, wie Gottvater scheidend beim Jüngsten Gericht in Gerechte und Ungerechte, der Anwalt — der Zuschauer weiß von Anfang an, er wird's wohl machen. Die Frage ist nur das Wie.

Die Aufführung hatte Otto Bernstein sehr sorgfältig vorbereitet. Das Gefühl unbedingter Sicherheit, das früher seine Arbeiten weckten, stellte sich auch diesmal von Anfang an beim Zuschauer ein. Da gab es nichts Schwankendes, nichts Zufälliges, nichts, was sich nicht genau in den Rahmen fügte. Die zahlreichen Darsteller bildeten endlich einmal ein wirkliches Ensemble ohne Mißtöne. Als Anwalt gastierte Robert Valberg, eine vornehme Erscheinung, geistig und moralisch überlegen, dabei männlich gütig, wirklich Beherrscher der Szene und des Tribunals. Das Opfer des Erpressers war Olga Fuchs, natürlich, ohne falsches Pathos in ihrer Seelennot wie bei der Selbstüberwindung, keine Heldin, sondern einfach ein gequältes Weib. Hanns Nagl als unschuldig Verklagter war die Biederkeit selbst, Verhoeven, der wirklich Schuldige, spielte seine Gaunerrolle mit gewohnter Nonchalance, ohne diesmal Gelegenheit zu haben, menschlich sympathische Züge wenigstens durchleuchten zu lassen. Die Vertreter der Nebenrollen hatten durchweg schärfere Umrisse als sonst; besonders hervortraten Ferst als jüdischer Hehler und Halsabschneider, Jähnig als boshaften Spießgeselle des Einbrechers und Charlotte Friedrich als Haushälterin, die, obschon sie nur einen ganz kurzen Auftritt hatte und gar nicht auftrug, doch einen kleinen Sondererfolg errang. Mitschke-Collande hatte ansprechende Bühnenbilder geschaffen; im letzten Akt war der Zuschauerraum als Gerichtssaal mit in das Spiel einbezogen worden. — Der Beifall tobte laut und lange, ein Beweis dafür, daß dem Publikum Stücke mit starker Spannung immer wieder willkommen sind.

pm.

Komödie. Die Vernouilhausse auf den Dresdner Bühnen ist schon unheimlich. Schon wieder ist ein Lustspiel dieses Komödienfabrikanten auf dem Spielplan der Stadt. Diesmal heißt die Ware „Kopf oder Schrift", und es dreht sich nach bewährtem Muster um Erotik. Um ein junges Liebespaar, bestehend aus einem enterbten Grafensohn, der in Cafés Lieder singt, und aus einer schwarzhaarigen Medizinstudentin, welche Rumänin ist, aber mehr die Liebe als die Heilkunst bevorzugt. Natürlich mischt sich ein Gerichtsvollzieher ein und macht den gräflichen Vater darauf aufmerksam, daß der Enterbte Not leidet und ihm, dem Schuldeneintreiber, 7000 Frank schuldet. Natürlich erfährt der Graf gerade in diesem Augenblick, daß er aus einem höchst ertragreichen Geschäft hinausgekündigt werden soll, wenn sein Sohn nicht die Tochter des Inhabers heiratet. Natürlich schickt er nun den Gerichtsvollzieher zum Sohn, läßt diesen 500 000 Frank anbieten, damit er jene Inhabertochter eheliche. Natürlich ist die Rumänin über solche Geschäftstüchtigkeit entrüstet. Natürlich macht der kleine Graf doch den Versuch, das Ehegeschäft zu vollziehen. Natürlich findet die kleine Geliebte nun, daß sie sich auch „opfern" muß und geht hin, um sich einem reichen Baron zu verkaufen. Aber so sehr liebt sie ihren Chanson-Sänger, daß sie die Angelegenheit mit dem alten Wüstling nicht fertigbringt, sondern dem das ganze Unglück mit der 500 000-Frank-Ehe erzählt. Natürlich geht die Sache trotz so entsetzlicher Wirrsale gut aus, denn natürlich ist der Wüstling kein anderer als der Vater-Graf, welchem 287 Verhältnisse in drei Jahren so gut bekommen sind, daß er noch genug Verstand hat, um nun einzupacken und Sohn und Geliebte freiwillig zusammenzubringen und wohlgeordnet in die Ehe zu stecken . . .

Man sieht: Das Natürlichste, das Wahrscheinlichste, das Interessanteste von der Welt. Ausführung prima: viel Gemütlichkeit der Liebenden, eine Beinahe-Verführung, mehrere Ohrfeigen auf offener Bühne, tatsächlich etwas weniger Langeweile als immerhin denkbar wäre.

Inszenierung: Fritz Fischer; mehr Handwerk als Regiekunst. Mitwirkende: Ottbert als alter Graf und Baron, unbegreiflich frisch und klarlinig, wenn auch etwas zu alt in der Maske. Kersten als junger Liebhaber: direkt aus dem Patentamt — absolut gültige Konvention für jungen Mann ohne Geld mit viel Liebe. M. Costa als Gerichtsvollzieher wie immer weit über dem für solche Ware erforderlichen Niveau, was Charakterisierkunst und „se ine Lustspielweis" angeht. Lore Schubert als Rumänin: nicht undegabt erscheinend, aber unreif, plump im Spiel und unschön, so daß man nicht begriff, wie sie zu ihren Liebeserfolgen kommt — ein ernster Mangel in dieser für den Dresdner Theaterbetrieb wahrhaft lebenswichtigen Angelegenheit.

ws.

Residenztheater. Das Residenzensemble kehrte von der sommerlichen Gastspielreise nach Chemnitz zurück auf die Falkenstraße und brachte eine Vorkriegsoperette neueinstudiert mit: Schwarzwaldmädel, von Reichhart und Jessel: ein Weiterfolg. Jetzt fällt die Handlung durch allzu große Harmlosigkeit auf. Ein Weihnachtsmärchen ist beinahe pikanter. Die Musik ist weit entfernt vom Pfeffer des Jazz, aber dafür sehr nah am wiegenden Wiener Walzer und schmissigen Marsch orientiert. Daneben gibt es sentimentale Bonbons. Dem meisterlichen Charakterdarsteller Sukfüll bietet die Rolle des berühmten Dorfkapellmeisters, der wie der alternde Hans Sachs ein spät glimmendes Liebesfeuer ersticken muß, glänzende Entfaltungsmöglichkeit. Neu war Tilde Riedel im Ensemble. Sie lieh dem zurückgesetzten Bärbele, einer im 20. Jahrhundert eigentlich unmöglichen Gestalt, rührende Züge und zeigte sich überhaupt darstellerisch und gesanglich sehr gewandt. Wörtge — Grete Brill: das genügt; die Jüngsten wie immer. Daneben, sehr gut, Böhm, die Kattner, Langer, Grete Eckardt. Auch Karl. Die Sommerbesucher des „Rest" amüsierten sich.

Kr.

Im Planetarium kann man jetzt jeden Nachmittag in einer Stunde gefahrlos zum Nordpol reisen. Direktor Kißhauer stellt zuerst kurz Wesen und Geschichte dieses magischen Erdpunktes dar, um den schon Hunderte von Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen und großenteils auch hingeben mußten. Dann geht es dem Polarstern nach aus unsern Breiten immer höher hinauf, nach der Heringsstadt Bergen, über den Polarkreis, wo die Nächte ohne Dunkelheit und die Tage ohne Licht beginnen, nach dem Nordkap, nach Spitzbergen. Kartenskizzen unterrichten über die Lage, bunte photographische Aufnahmen über das Aussehen unsrer Stationen. Am künstlichen Himmel tauchen immer mehr Sterne im Süden unter, während neue vom Norden heraufziehen, und immer flacher wird die Bahn der Sonne, bis sie zuletzt parallel dem Horizont läuft. — Nun sind wir am Pol, wo Tag und Nacht je ein halbes Jahr dauern. Von der Mittagshöhe schraubt sich die Sonne in Spiralen wieder herunter, bis sie nach drei Monaten versinkt. Dann beginnt das große Dunkel, das Sterne und Mond nur kärglich erhellen. Manchmal jedoch leuchten am Himmel auch riesige bunte Flammengarben auf, die Nordlichter. Es ist der Höhepunkt der ganzen „Reise an Ort", wenn auf Direktor Kißhauers Knopfdruck plötzlich solch Nordlicht erscheint und fast die ganze Hälfte des Horizonts bedeckt. — In leichtfaßlicher, lebendiger Weise wird durch Vortrag und Vorführung den Besuchern das Land der Mitternachtssonne erschlossen, auf das jetzt täglich in allen Erdteilen Millionen Menschen ihre Gedanken richten.

pm.

Verantwortlich: Paul Mochmann Dresden.

Brudermord

Von Ernest Hello

Deutsch von Bernhard Jolles

„In Gewissensnöten? Meinen Mann? Warum sollte er Gewissensnöte leiden? Er hat keinen Grund, sich einen Vorwurf zu machen."

„Der Baron", forschte der Doktor weiter, „genießt den Ruf eines wohlwollenden Mannes. Ich glaube nicht, daß er von Natur überspannt ist ... oder sollte ich mich hierin irren, Frau Baronin?"

„Nein, Doktor, im Gegenteil. Ich halte es für unmöglich, weniger überspannt zu sein als er. Man könnte beinahe sagen, daß er ein Skeptiker ist."

„Wann und bei welcher Gelegenheit haben Sie das erste Symptom seiner Wahnideen bemerkt?"

„An einem Tage, an dem gar nichts Besonderes geschehen war. Man hatte über den jungen Bildhauer D. gesprochen, der jetzt soviel von sich reden macht. Ein Freund erzählte uns, daß er seinen Erfolg einem reichen Bankier zu verdanken habe, der das Talent des Bildhauers von Anfang an erkannt und ihm mit seinem Vermögen und seinem Einfluß auf den Weg geholfen habe. Als wir, nach diesem Gespräch, allein waren, glaubte ich, daß mein Mann einen Selbstmord begehen würde. Ohne erkenntlichen Grund, einfach aus einer Stimmung heraus."

„Läßt Ihr Gatte in seiner täglichen Lebensführung irgendwelche Eigentümlichkeiten bemerken, die mir noch unbekannt sind?"

„Eigentümlichkeiten ... nein, das kann man nicht sagen. Seine Neigungen haben sich verändert, aber der Wandel vollzog sich ganz unauffällig. Er legte früher sein Geld in Bildern an und hatte eine schöne Sammlung, die er sehr liebte. Heute will er sie nicht mehr sehen. Aber er war immer etwas wankelmütig."

„Spricht er im Schlafe?"

„Nein. Aber Ihre Frage erinnert mich daran, daß er einmal in der Nacht, nach schweren Träumen, entsetzt aus dem Bette sprang. Er hatte ein ganz verstörtes Gesicht, und als ich ihn bat, mir den Traum zu erzählen, wandte er die Augen ab und weigerte sich. Ich bat ihn eindringlicher, doch er verharrte in seinem Schweigen, und ich habe ihn nie bewegen können, über den Traum zu sprechen."

Der Doktor dachte nach.

„Vielleicht liegt hier der Schlüssel", sagte er nach einer Weile. „Aber wenn wir ihn jetzt nach dem Traume fragten, müßten wir ihn womöglich morgen ins Irrenhaus bringen."

„Was?" schrie die Baronin auf. „Halten Sie den Fall für so ernst, Doktor?"

„Für um so ernster, Frau Baronin, als Ihr Gatte sonst — ich meine, in jeder anderen Beziehung — gesund ist. Sein Wahn kreist nur um einen einzigen Punkt. Er ist ein Monomane mit typischen Zwangsvorstellungen, und ich muß Ihnen leider sagen, daß die Wissenschaft diesen Fällen noch ziemlich hilflos gegenübersteht."

„Nein, Doktor, kein Mensch kann weniger wahnsinnig sein als er! Selbst durch die einzige große Leidenschaft, die ich je an ihm wahrnehmen konnte: seine Liebe zur Malerei, hat er sich nicht zu einer sogenannten Verrücktheit hinreißen lassen. Er rühmt sich sogar seiner Vorsicht und betont immer, daß er nur signierte Bilder bekannter Künstler kaufe, deren Preis feststehe. Ich, zum Beispiel, hätte nie diese Zurückhaltung bewahren können. Ich erinnere mich sogar, daß er einmal abgelehnt hat ..."

„Nichtsdestoweniger halte ich den Fall für sehr ernst", unterbrach sie der Doktor.

*

Der Baron war allein in seinem Zimmer. Die Baronin preßte ihr Ohr an die Tür und lauschte. Dann hielt sie ihr Auge vor das Schlüsselloch und beobachtete ihn.

Der Baron spähte unter das Bett und hob die Divandecke auf. Als er sich vergewissert hatte, daß er allein war, begann er ein leises Selbstgespräch. Seine Gattin hörte, was er sagte.

„Kein Mensch vermutet es," murmelte er, „nicht einmal sie. Und doch müßte sie alles darauf hinweisen, alles ... Die Begleitumstände wiederholen sich. Unaufhörlich. Die Wolken, zum Beispiel, haben fast immer dieselbe Form wie damals. Warum nur? Sie haben, seit jenem Tage, eine Vorliebe für gewisse Aehnlichkeiten, und zwar immer für die gleichen. Wem sie ähnlich sind, will ich nicht sagen. Aber ich weiß es ... seit dem Traume. O dieser furchtbare Traum! ... Wie kommt es nur, daß man nie von diesem Traum mit mir spricht? Wie kommt es nur, daß man sich in diesem Hause an nichts erinnert? Und sie waren doch bei dem Traume zugegen. Meine Frau war dabei ... und der andere auch ..." fügte er, seine Stimme noch mehr dämpfend, zögernd hinzu.

Und nach einem von unverständlichen Worten unterbrochenen Schweigen fuhr er, unter seltsamen Gesten, fort:

„Entsetzlich, wie der Mensch am Leben hing!"

Dann, immer leiser werdend:

„Er klammerte sich an mich, und als ich ihn ins Wasser zurückstieß, nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, wie er nur das eine Mal auf Erden sichtbar wurde ... Es war unter der Austerlitzbrücke ... Und welchen Blick hat er auf mich geheftet, als er zum letzten Male unterging! ... Wie ist es nur möglich, daß die Menschen, die mich auf der Straße sehen, sich nicht sagen: Das ist der Mann! Der Mann, der den Traum geträumt hat ... Aber war es ein Traum oder war es Wirklichkeit? Es gibt Menschen, die schnell an mir vorüberzukommen suchen, wenn sie mir begegnen. Wer weiß, ob diese Menschen nicht etwas sehen oder hören?"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19280621/14 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG